

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Das ist das Zeugnis, dass uns Gott das ewige Leben gegeben hat, und dieses Leben ist in seinem Sohn. Wer den Sohn hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht.

Das habe ich euch geschrieben, damit ihr wisst, dass ihr das ewige Leben habt, die ihr glaubt an den Namen des Sohnes Gottes.

Liebe Gemeinde,

angesichts dieses Textes beginne ich meine erste Predigt im neuen Jahr gleich einmal mit einem ordentlichen Kunstfehler. Wenn es da heißt: „Wer den Sohn hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht“, dann ist es mir wichtig, vor allem anderen anzukündigen, worüber ich nicht predigen werde. Der Islam soll kein Thema sein.

Auch wenn das neue Jahr bereits wieder unter den Eindrücken steht, die auch 2015 immer wieder geprägt haben: das abgesagte Silvesterfeuerwerk in Brüssel, die gesperrten Bahnhöfe in München, die Furcht vor islamistisch motivierter Gewalt, die uns lange noch begleiten wird und mit der zu leben wir werden lernen müssten. Da legte sich eine Predigt über die Frage, wie wir Christen, die wir „den Sohn haben“, denen begegnen können, die diesen Sohn offenkundig nicht haben, begegnen können, eine Predigt über die Überlegenheit oder Gleichwertigkeit von Christentum und Islam, über die Notwendigkeit von Toleranz und das rechte Maß an Wehrhaftigkeit vielleicht nahe.

Aber neben mir steht noch der Weihnachtsbaum, und da drüben liegt noch das Kind in der Krippe, und am Ende dieses Gottesdienstes werden wir noch einmal das „O du fröhliche“ miteinander singen. Auch in Ihren Häusern stehen noch die Bäume, vielleicht die Krippen darunter.

Und so soll es in meinen Gedanken heute nicht um richtige oder falsche Religionen gehen, und auch nicht um die Auseinandersetzungen, die vor zweitausend Jahren den Verfasser des Johannesbriefes zu seinem kämpferischen Brief veranlasst haben, sondern um das Wunder der Heiligen Nacht, in Augenschein genommen im – etwas trüben – Licht eines dritten Januar.

„Wer den Sohn hat, der hat das Leben.“ Das ist ein Satz, der zum Nachdenken einlädt. „Das Leben haben“ - das klingt eigentümlich gestelzt. Denn man könnte ja meinen – entweder lebt man, und dann hat man halt das Leben, oder man ist tot, und dann hat man es eben nicht. Aber so einfach ist es offenkundig nicht. Der die Zeilen geschrieben hat, der kennt anscheinend so etwas wie „Leben im Leben“ und „Tod im Leben“. Dass einer wirklich lebt, das ist für ihn keine Selbstverständlichkeit.

Und darin ist der alte Autor des Johannesbriefes hochaktuell. Wahrscheinlich gab es überhaupt noch nie eine Zeit, in der Menschen so sehr in dem Gefühl lebten, sie müssten etwas aus ihrem Leben machen. Sie könnten es verpassen, wenn sie sich

nicht richtig bemühten. Mir kommt dazu ein Buch in den Sinn, das mir als Kind im Bücherschrank meines Vaters aufgefallen ist. Es trägt den Titel: „Die Kunst, ein Egoist zu sein.“ Ich habe es gestern noch einmal gegoogelt und weiß jetzt erstens, dass es von einem Josef Kirchner stammt, und zweitens, dass man es immer noch kaufen kann. Und das finde ich bemerkenswert. Denn ich glaube, mein Vater hat sich das Buch ziemlich am Anfang seines Berufsweges zugelegt, erinnere mich aus Kindertagen daran, wie Auseinandersetzungen mit Kollegen sich immer wieder auch am abendlichen Essenstisch widerspiegeln. Mittlerweile ist mein Vater seit über einem Jahrzehnt in Rente, und der Herr Kirchner wird immer noch nachgefragt.

Und nicht nur er. Denn, so schreibt Matthias Dobrinski in der gestrigen Ausgabe der Süddeutschen, „es ist ja im Zeitalter der fast unbegrenzten Möglichkeiten zur strengen Pflicht geworden, das Leben in die Hand zu nehmen und gefälligst nicht mehr loszulassen, ihm den eigenen Willen aufzuzwingen. Man muss es planen, optimieren, absichern und versichern, die Zügel in der Hand halten, das Risiko minimieren.“

Und weil das alles nicht ganz einfach ist, schwillt die Auswahl an Ratgebern für alle denkbaren Lebenslagen immer weiter an. Und so finden sich in den Regalen der Buchhandlungen neben dem Klassiker von Kirchner nun auch Bücher wie: „Die Kunst, kein Egoist zu sein“ von Richard Precht oder „Ich schenke mir ein neues Leben“ von Diana Cooper.

Den Titel finde ich ganz schlimm. Natürlich – wir tragen eine Verantwortung für unser Leben. Wir dürfen, wir sollen wuchern mit den Pfunden, die uns anvertraut sind – und das auch für unser eigenes Leben. Aber wir haben uns unser Leben nicht selbst geschenkt. Meine Eltern haben mich, und mein Leben, und das meiner Schwester, dankbar aus den Händen Gottes entgegen genommen. Einem jeden von uns ist unser Leben geschenkt, und wie wir sind, ist uns geschenkt. Und bei aller Verantwortung, die wir dafür tragen, gilt doch auch: wer wir sind, und wie wir sind, das ist erst einmal Gottes Werk. In den Psalmen des Alten Testaments betet einer voll Dankbarkeit: „„Ich danke dir Gott, dass ich wunderbar gemacht bin“ - und wir alle haben Anlass, in diesen Dank mit einzustimmen. Wir können und wir müssen unsere Identität, nicht einfach umtauschen wie einen Pullover, der uns nicht gefällt.

Freilich, jeder von uns weiß um die eigenen Macken. Allen, die sich da besonders schwer mit tun, lege ich ein Buch einer Autorin namens Rebecca Niazi-Shahabi ans Herz. Zwar kenne ich auch da nur den Titel, aber der klingt vielversprechend. Nämlich: „Ich bleib so scheiße, wie ich bin. Und der Untertitel: „Lockerlassen und mehr vom Leben haben“

Der kluge Artikel aus der Süddeutschen, aus dem ich vorhin schon zitiert habe, bietet einen Ausblick auf das gerade gestartete Jahr 2016. Der Autor nennt ihn ein „Lob auf die Schicksalsergebenheit“, und er beschäftigt sich mit dem, was auf uns zukommt. Das Dumme ist ja: wir wissen das nicht. Wir kennen nicht die Zahlen

der Kriegs- und Armutsvertriebenen, die den Weg nach Deutschland finden werden, wir wissen nicht, ob und wo es zu neuer Gewalt, zu Terror kommen wird. Das Wetter gerät zusehends aus den Fugen, überall und auch bei uns – aber wo genau es zuschlagen wird mit seinen Extremen, das kann niemand vorhersagen.

Natürlich gebietet es da die Vernunft, auf mögliche Katastrophen so gut wie möglich vorbereitet zu sein. Natürlich liegt es auch an uns, mit einer Kultur des Willkommens dem Hass den Boden zu entziehen. Natürlich haben wir nach einem Winter wie diesem allen Anlass, auch den eigenen Lebensstil zu überdenken und im Hinblick auf die Generationen nach uns Konsequenzen für unser Handeln zu ziehen. Natürlich... - die Liste ließe sich lange fortsetzen...

Aber was, so fragt der gestrige Artikel, wenn sich dann doch „dieses Leben der Hand entwindet, wenn Wille und Planung an ihre Grenzen kommen, das Ungeplante eintritt, gar die Krankheit oder die Katastrophe? Und alles über den Haufen geworfen ist, was man sich so schön ausgedacht, wogegen man sich so gut abgesichert hat?“

Dobrinski redet mit diesen Fragen der Schicksalsergebenheit, ja dem Fatalismus das Wort. Das seien zwei innere Haltungen, die zu Unrecht einen so schlechten Ruf genießen. Er will das nicht verwechselt sehen mit Leichtfertigkeit, nicht im Hinblick auf die großen Themen unserer Zeit, und nicht im Hinblick auf das ganz eigene Leben. Aber irgendwann müsse es dann auch einmal gut sein, denn Hysterie sei zu nichts nütze, außer das sie dem Herzen und dem Kreislauf schade.

Es findet sich sogar ein christlicher Kronzeuge für diese Ehrenrettung der Schicksalsergebenheit, und zwar der Theologe Reinhold Niebuhr. Ihm wird folgendes Gebet zugeschrieben: Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden."

Dieser Spur geht der Artikel dann nicht weiter nach. Dabei ist es von da aus nur noch ein kleiner Weg bis hin, was wir gerade in diesen immer noch weihnachtlichen Tagen dankbar als unsere christliche Freiheit feiern dürfen. Unser – vielleicht naives – Gottvertrauen. Für mich ist das so etwas wie das fromme Geschwisterkind zum Fatalismus. Wir wissen nicht, was das kommende Jahr uns bringen wird – aber wir dürfen es betreten in der Gewissheit: wir werden es nicht alleine durchschreiten. In den Höhen und den Tiefen, die es für uns bereithalten wird, wird Gott mit uns sein. Weil er sich uns geschenkt hat. Das ist, was wir an Weihnachten feiern. Die Krippe und der Stall sind gleichsam die Geschenkverpackung, und Gott, der als Kind in der Dunkelheit und Erbärmlichkeit des Stalles hinein Mensch wird, das Geschenk und die Verheißung.

Die Verheißung, dass der, der da in so zweifelhafte Verhältnisse hinein Mensch wird, auch in unserem, mit Zweifeln und Unsicherheiten belasteten Leben gegenwärtig ist. Weil wir ihm lieb und teuer sind, so wie wir sind. Weil unser Leben Gott nicht nur etwas, sondern unendlich viel. Davon kündigt das Leben dieses Jesus von Nazareth, davon wird am Ende sein Tod künden. Ein Tod aus lauter Liebe, auf dass

wir leben.

So ist in diesem Sohn unser Leben schon geschenkt. Aber auch den Sohn gibt es nur – geschenkt. Und zum Beschenkt werden gehört das „Sich-Beschenken-Lassen“. Vielleicht stellt uns dieser Predigttext gerade am ersten Sonntag des neuen Jahres genau diese Aufgabe für 2016: dass wir uns darin einüben, uns von unserem Gott beschenken zu lassen. Dass wir damit rechnen, dass er immer wieder in unser Leben hinein gegenwärtig werden will, überraschend und unvermittelt, wie damals in der Nacht in Bethlehem. Und wahrscheinlich müssten wir dazu lernen, die Bücher aus der Hand zu legen, unsere Pläne nicht absolut zu setzen. Wahrscheinlich müssten wir uns eingestehen, dass es uns nicht möglich sein wird, unser Leben im Kleinen und im Großen bis ins Detail zu planen und zu kontrollieren.

Wahrscheinlich müssten wir wieder lernen, unser Vertrauen häufiger nicht auf uns selbst, sondern auf unseren Gott zu setzen. Und weil wir das von uns aus nicht können, so lasst uns beten, dass Gott uns den Mut dazu schenkt. Amen.